

# TOPOGRAFIEN DES KÜNFTIGEN TOPOGRAFÍAS DE LO VENIDERO



(c) Sandra Feferbaum

**Atmer 2. Berliner Schnauzen (Respirador 2. Hocicos berlineses),** Ulrike Draesner

**Un camino para mí (Ein Weg für mich),** Tamara Tenenbaum

Urlesung: 23. Mai 2019, Lettrétage  
Leído por primera vez en vivo el 23 de mayo de 2019,  
Lettrétage



Der Regierende Bürgermeister  
von Berlin  
Senatskanzlei



Ibero-Amerikanisches  
Institut  
Preußischer Kulturbesitz



## **Atmer 2**

### **(Berliner Schnauzen)**

Von Ulrike Draesner

Die Stadt ist weg.

Der Atmer atmet die Fensterscheibe an. Sie bewegt sich nicht.

Auch er bewegt sich nicht.

Der Atmer sitzt in seiner Wohnung. Die Fensterscheibe geht auf die Stadt.

Die Stadt ist weg.

Alle Scheiben gehen auf die Stadt. Der Atmer sitzt in seinem Bau. Der

Park hat sich nicht bewegt. Der Atmer sieht die Wipfel des Parks.

Hubschrauber fliegen über den Park. Die Regierung ist da. Der Verkehr ist da. Der Staatsbesuch ist da. Die Stadt ist weg.

Lass uns 'ne Brache suchen gehen.

Das Fenster geht auf die Stadt.

Das Fenster geht nicht auf.

Der Atmer will nicht suchen gehen Der Atmer ist vom Flughafen gekommen. Der Flughafen ist kein Flughafen. Er ist zu klein. Er ist alt. Der alte Flughafen könnte ein guter Flughafen sein. Wäre er ein Flughafen. Bei Regen wird das Gepäck nicht entladen. Im Bus vom Nichtflughafen sitzt einer mit drei Plastiktüten. Jede ist gelb. Ein Fenster geht auf. Es wird gekippt. Jede Tüte ist größer als ein Postsack. Jede ist voller Flaschen und Dosen. Es riecht nach abgestandener Limonade. Nach abgestandenem Bier. Nach unabgewaschenem Mensch. Die Stadt könnte kurz da gewesen sein.

Der Bus ist voll. Rappellvoll. Der Atmer sitzt hinter der Fensterscheibe und betrachtet die Stadt. Er hat sich eine Wohnung gebaut. Der Atmer ist eine sie. Ein Flugzeug fliegt vorbei. Der Atmer atmet in die verschmutzte Luft. Lass uns eine Brache suchen.

Der Atmer will und kann nicht suchen gehen. Die Luft ist heiß. Die Luft ist voller Staub. Was heißt „geht-auf“? Die Fenster des Buses gehen auf die Stadt. Die Fenster des Baus gehen auf die Stadt. Der Atmer weiß nicht, ob er noch lebt oder schon wohnt.

Der Atmer denkt an die Frau, die um die Ecke wohnte, um die er hinter seinem Fenster fast sieht. Die Frau blieb hinter ihrem Fenster. Sie kam die zwei Stockwerke zur Haustür nicht mehr hinunter. Sie kam nicht mehr aus dem Haus. Das Haus stand in der Stadt. Vielleicht ging es auch auf die Stadt. Also war die Frau in der Stadt. Also ist der Atmer in seinem Bau in der Stadt. Die Frau hatte die Stadt seit acht Jahren nicht mehr von außen betrachtet.

Die Stadt war ihr abhandengekommen.

Sie war der Stadt abhandengekommen.

Oh Heim, oh schönes Heim.

Die Stadt kam aus dem Fernseher zu der Frau. Der Fernseher warf ihr die Stadt, wie sie nach 89 aussah, als Viel-Bild ins Zimmer.

Die Frau sagte: Was brauch ich sie sehen, die Stadt.

Ohne die Stadt zu sehen, hatte sie zwei Städte.

Der Atmer sitzt hinter seinem Fenster. Es ist groß. Es ist bodentief. Es hat ein Gitter, damit der Atmer nicht durch das Fenster fällt.

Es ist doppeltverglast.

Das ist nicht gekippt.

Der Atmer lebt in einem Passivhaus.

Die Stadt kommt nicht zum Atmer, er nicht zur Stadt.

Die Stadt ist weg.

Der Atmer versucht, passiv zu atmen. Der Atmer ist eine sie. Was braucht er die Stadt, wenn sie aus allen Spiegeln, Fenstern, Schirmen, Gläsern bodentief zu ihm kommt.

Er schaut auf die Straße.

Die Straße spiegelt von Fenstern und Blech. Die Straße kommt als Verkehr auf den Atmer zu. Die Straße geht als Verkehr niemals weg. Sie ist mit Autos vollgeparkt. Das Ordnungsamt, eine Erfindung, die die Stadt erzwingt, geht zwischen den Autos auf und ab. Das Ordnungsamt erscheint immer zu zweit. Der Atmer erinnert sich daran, als er noch Auto fuhr. Die Stadt ist weg, wenn man Auto fährt durch die Stadt.

Der Atmer atmet im Auto gegen eine Scheibe. Sie beschlägt. Er atmet gegen einen Bildschirm, bis der Bildschirm spricht. Er atmet gegen das eigene Gesicht, um sich die Hände zu wärmen. Es kommt darauf an, das Auto rasch verriegeln zu können. Es kommt darauf an, das Auto erfolgreich abzuwerfen.

Lass uns 'ne Brache suchen gehen, komm!

Der Atmer sitzt in seinem Auto zwischen Rundumscheiben, mit einer Scheibe als Dach, die ihn vor dem Himmel schützt. Er steht vor einer Parklücke. Der Atmer atmet. Der Fahrer des anderen Wagens springt aus seinem Ärger in einen noch größeren Ärger hinein. Ein Dritter spricht mit dem Mann, der von einem Ärger in einen Traufenärger gesprungen ist.

Warum ist die Stadt nicht wirklich leer?

Dachgeschossausgebaut, hinterhofausgebaut, dichtgebaut. Zugebaut mit Glas, das überall auf die Stadt geht. Und leer.

Der Atmer atmet gegen die Scheibe in seinem Bau. Die Stadt ist weg. Er hat einen Bau, der auf etwas geht. Ein Bau „kann über Jahrzehnte oder vermutlich Jahrhunderte benutzt werden. Jede Generation dehnt ihn

weiter aus und fügt weitere Wohnkammern hinzu. Ein untersuchter Bau umfasst 50 Kammern und 178 Eingänge, die durch insgesamt 879 Meter Tunnel miteinander verbunden sind.“ Der Atmer sieht aus dem Bau, dessen Fenster weder Ein- noch Ausgänge sind, in eine Nähe, die eine Stadt gewesen sein will.

Der Atmer atmet gegen den Bildschirm. Er hat sich gefunden. Sein Bau ist ein Bau. Er spielt die optionale Sounddatei ab. Das Tier, dem der Bau gehört, läuft mit größerer Schwierigkeit als ein Hund, wenn man seinen unter dem Hecheln liegenden Trittgeräuschen trauen darf. Wendet der Atmer den Kopf, stößt er an hochtransparentes Glas. Das Tier kommt sich niemals abhanden. Er kann sich sicher fühlen.

Die Stadt ist weg.

Sie hat sich verdichtet.

Alles Schwarze, nachts, ist keine Lücke. Alles Schwarze, nachts, ist Haus oder Zaun. Im Haus ist niemand. Im Zaun ist jemand. Über der Tür des Wächters steht nichts. Im Wächter blinkt ein Bild.

Schon nach ein paar Schritten stößt der Atmer auf unnatürliches, festes Gestein. Hier wird nicht gekippt. Die Fenster bleiben unverdichtet. Die Dächer sind verdichtet, die Mauern verputzt. Der Amer füttert jetzt Vögel auch im Sommer. Die Straßenbahn fährt nicht. Die Straßenbahnschienen sind ein dauerndes Reparaturereignis. Der Sommer, in dem die Stadt sich die Brunnen abschaltete, weil sie kein Geld für das Brunnenwasser hatte, ist vorbei. Das Abschalten der Brunnen war ein Stück Stadt.

Der Amer atmet gegen die verdichtete Scheibe. Wer einen Bau hat, hat viel. Wer einen Bau hat, muss einen Bau versorgen. Der Bau braucht mehr als 23 Eingänge. Der Bau braucht mehr als 74 Bäume, auf die er nicht geht. Der Bau hat eine Stadt hinter und eine Stadt vor der Scheibe. Hinter der Scheibe, wo der Atmer sitzt.

Vor der Scheibe, wo der Atmer sitzt.

Komm, lass uns eine Sprache suchen gehen.

Der Atmer will nicht suchen gehen. Er weiß, was er weiß. Im Garten liegt Geschichte als ausgebranntes Flugzeug herum. Der Fuchs aus dem Park streift tagsüber zu den Mülltonnen. Der Atmer atmet gegen die Scheibe.

Der Fuchs benutzt seine Schnauze, um die Deckel der Container anzuheben. Schnauze und Deckel sind eine Sprache.

Der Futterladen neben dem Bau ist ausgezogen. Dem Futterladenbesitzer kam die Stadt abhanden. Er druckte einen Zettel aus und hängte ihn in die Tür: „WARNUNG! Lebendiger, atmender Hund im Laden.“ Eine Kundin war schreiend hinausgerannt, weil sie den Hund hinter der Kasse gesehen hatte. Sie hatte Tierfutter gekauft. Der Ladenbesitzer sah aus wie ein Cowboy. Er trug einen Hut. Sie sah ihr Kind von dem Hund bedroht. Der Hund schlief, er rührte sich nicht. Er atmete. Als die Frau schrie, blinzelte er kurz. Die Frau sah sich und ihr Kind durch die mit dem Hundeaatem verbreiteten Bakterien in Lebensgefahr. Sie suchte einen Parkplatz für ihre Ängste.

Dem Futterladenbesitzer kam die Stadt abhanden.

Komm, wir gehen eine Brache suchen.

Die Stadt wächst zu, der Flughafen wächst leer. Es ist schwierig, in der Stadt mit den breiten Straßen voranzukommen. Wo geht die Stadt auf? Wenn man Fahrrad fährt, lebt man schon länger in der Stadt, aber kürzer. Wenn man Bus fährt, steht man. Wenn man S-Bahn fährt, erschwitzt man. Wenn man Tram fährt, hat man Störung. Wenn man U-Bahn fährt, hat man Keiner-macht-Platz. Wenn man zu Fuß geht, hat man zu viel Weg. Der Atmer versteht, dass am Zoo Primark das neue Beate-Uhse ist. Die Ähnlichkeit besteht auch in dem Dach, das man dort jetzt überm Kopf hat. Der Zoo ist enger geworden. Der Alex hat Alexa und eine Rate. Der

Potsdamer Platz misslingt jeden Tag neu. Die Greifswalder hat Baustellen und „das Ereignis ihres Lebens“ (Blumengesteck-Arrangeur).

Der Atmer erwartet die Verdichtung der Tiere im Zoo.

Der Atmer erwartet die Verdichtung der Bäume im Tiergarten.

Die Verdichtung der Bäume auf dem Bunkerberg.

Die Häuser können nicht mehr verdichtet werden.

Der Atmer erwartet die Verdichtung der Haustiere.

Verdichtung geschieht durch Stauchung.

Wand weg, Fenster rein, Atmer rein.

Der Fuchs hebt den Deckel der Mülltonne mit der Schnauze.

Deckel, Schnauze und Pfote sind eine Sprache.

Komm, lass uns Mensch suchen.

Komm, lass uns Biomasse suchen.

Dem Atmer geht, im Atmen gegen die Scheibe, das Atmen verloren.

Die Scheibe schaut, wenn der Atmer es will, nach unten oder oben. Die

Stadt hat den Staat. Die Stadt hat Besuch. Vom Himmel hängt Staub.

Wühlst du schon der wohnst du noch?

Wortstamm „*taks* (bauen) bzw. *teks* (zimmern). Das Tier wurde wohl nach seiner Baukunst benannt.

Wer in einem Bau sitzt, sollte nicht mit Städten werfen.

Wer einen Bau hat, weiß, dass die Brache nicht wiederkehrt.

Die Müllabfuhr kommt, wie sie mag. Die Post mag nicht kommen. Pakete werden jenseits der 178 Eingänge des Baus, die nicht zugleich Ausgänge

sind, abgeworfen. Im Café um die Ecke nimmt man kein Kupfergeld. Der

Bankautomat spuckt Hunderter aus. In der Stadt, die nicht weiß, wer sie

ist, werden Hunderter nicht genommen. Der Atmer kauft im Supermarkt

einen Kaugummi und tauscht einen Schein. Der Atmer kauft im

Supermarkt einen zweiten Kaugummi und tauscht den zweiten Schein. Ein

Fahrradfahrer schreit. Der Cafébesitzer hat schlechte Laune. Die Cafébesitzerin sieht fertig aus. Die Besucher sitzen an ihren Endgeräten. Ein Fenster wird gekippt. Der Atmer liest einen Artikel über die Einwanderung von bakterienintensiven Dachsen in verdichtete Städte. Etwas riecht unabwaschbar.

Der Boden dieser Städte scheint besonders angenehm warm zu sein. Man nimmt an, dass die Dachse unbemerkt in Kofferräumen reisen. Oder auf Fahrradgepäckträgern. Für Sekunden scheint die Stadt unter den Platanen vor dem Café bei sich zu sein. Das Ordnungsamt prüft, ob die Dachse gechippt werden sollen.

Komm, lass uns Schnauzen suchen gehen.



## **Respirador 2**

### **(Hocicos berlineses)**

De Ulrike Draesner

Traducido por Emma Julieta Barreiro y Jean Portante

La ciudad se ha ido.

El respirador está respirando sobre el cristal de la ventana. Que no se mueve.

Él tampoco se mueve.

El respirador está sentado en su apartamento. El cristal de la ventana va a la ciudad.

La ciudad se ha ido.

Todas las ventanas van a la ciudad. El respirador está sentado en su construcción. El parque no se ha movido. El respirador ve las cimas del parque. Helicópteros sobrevuelan el parque. El gobierno está ahí. El tráfico está ahí. La visita de estado está ahí. La ciudad se ha ido.

Busquemos un barbecho.

La ventana va a la ciudad.

La ventana no se abre.

El respirador no quiere ir a buscar. El respirador ha venido del aeropuerto.

El aeropuerto no es un aeropuerto. Es demasiado pequeño. Está viejo. El viejo aeropuerto podría ser un buen aeropuerto. Si fuera un aeropuerto. Si llueve, no descargan el equipaje. En el autobús del no-aeropuerto está sentado alguien con tres bolsas de plástico. Cada una es amarilla. Se abre una ventana. Se vuelcan cosas. Cada bolsa es más grande que una

bolsa postal. Cada una está llena de botellas y latas. Huele a limonada desabrida. A cerveza desabrida. A ser humano des-lavado.

La ciudad podría brevemente haber estado ahí.

El autobús está lleno. Hasta el tope. El respirador está sentado detrás del cristal de la ventana y contempla a la ciudad. Se ha construido una vivienda. El respirador es una ella. Un avión pasa volando. El respirador respira en el aire contaminado.

Busquemos un barbecho.

El respirador no quiere y no puede ir a buscar. El aire está caliente. El aire está lleno de polvo. ¿Qué significa "va a"? Las ventanas del autobús van a la ciudad. Las ventanas de la construcción van a la ciudad. El respirador no sabe si aún está vivo o si ya reside.

El respirador piensa en la mujer que vivía a la vuelta de la esquina, tras la que casi ve detrás de su ventana. La mujer se quedó detrás de su ventana. Ya no podía bajar los dos pisos hasta la puerta de la casa. Ya no podía salir de la casa. La casa estaba en la ciudad. Tal vez la casa iba a la ciudad también. Así que la mujer estaba en la ciudad. Así que el respirador está en su construcción en la ciudad. Hacía ocho años que la mujer no había contemplado la ciudad desde afuera.

La ciudad se le había extraviado.

Ella había extraviado la ciudad.

Oh hogar, oh bello hogar.

La ciudad vino de la televisión a la mujer. La televisión le arrojó la ciudad, tal como se veía después del 89, como una multi-imagen en su habitación.

La mujer dijo: ¿Qué necesidad tengo de verla, la ciudad?

Sin ver la ciudad, tenía dos ciudades.

El respirador está sentado detrás de su ventana. La ventana es grande. Está a ras de suelo. Tiene una rejilla para que el respirador no se caiga por la ventana.

Tiene doble acristalamiento.

Esto no está volcado

El respirador vive en una casa pasiva.

La ciudad no viene al respirador, él no viene a la ciudad.

La ciudad se ha ido.

El respirador trata de respirar pasivamente. El respirador es una ella.

¿Para qué necesita la ciudad cuando ella viene a él de todos los espejos, ventanas, pantallas, vidrios, a ras de suelo?

Él mira a la calle.

La calle reluce de ventanas y hojalata. La calle viene de tráfico hacia el respirador. La calle nunca se va como tráfico. Sus parqueaderos están repletos de coches. La oficina del orden público, un invento que consigue con la fuerza la ciudad, va y viene entre los coches. La oficina del orden siempre aparece de a dos. El respirador recuerda cuando todavía conducía un coche. La ciudad se va, cuando se cruza la ciudad en coche. El respirador respira en el coche contra un cristal. Se empaña. Respira contra una pantalla hasta que la pantalla hable. Respira contra su propia cara, para calentarse las manos. Se trata de ser capaz de cerrar con llave el coche rápidamente. Se trata de lanzar el coche con éxito.

Busquemos un barbecho, ¡ven!

El respirador está sentado en su coche rodeado de cristales, con un cristal como techo que lo protege del cielo. Está parado frente a un hueco de estacionamiento. El respirador respira. El conductor del otro coche salta de su enojo hacia un enojo aún mayor. Un tercer hombre habla con el hombre que ha saltado del enojo a enojo peor.

¿Por qué la ciudad no está realmente vacía?

Densa de áticos, densa de patios traseros, densamente construida.

Tapada de vidrio que va a toda la ciudad. Y vacía.

El respirador respira contra el cristal en su construcción. La ciudad se ha ido. Él tiene una construcción que va a algo. Una construcción “puede ser utilizada durante décadas o presumiblemente siglos. Cada generación la amplía cada vez más y añade más habitaciones. Una construcción examinada consta de 50 piezas y 178 entradas que están conectadas por un total de 879 metros de túneles”. El respirador mira fuera de la construcción, cuyas ventanas no son ni entradas ni salidas, a una cercanía que quiere haber sido una ciudad.

El respirador respira contra la pantalla. Se ha encontrado a sí mismo. Su construcción es una construcción. Pone el archivo de sonido opcional. El animal que es el dueño de la construcción corre con mayor dificultad que un perro, si se puede fiar del ruido de sus pasos que yacen bajo su jadeo. Si el respirador gira la cabeza, topa con vidrio altamente transparente. El animal nunca se extravía. Él puede sentirse seguro.

La ciudad se ha ido.

Se ha densificado.

Todo lo negro, de noche, no es un hueco. Todo lo negro, de noche, es casa o cerca. En la casa no hay nadie. En la cerca hay alguien. Sobre la puerta del guardia no hay nada. En el guardia parpadea una imagen. Ya después de unos pocos pasos, el respirador da con rocas firmes no naturales. Aquí no vuelcan. Las ventanas quedan sin sellar. Los techos están sellados, las paredes enlucidas. El respirador alimenta ahora a aves incluso en verano. El tranvía no circula. Los rieles del tranvía son un evento de reparación constante. El verano, en que la ciudad cerró sus

pozos, porque no tenía dinero para el agua del pozo, se acabó. El cierre de los pozos era un pedazo de ciudad.

El respirador respira contra el cristal densificado. Quien tiene una construcción, tiene mucho. Quien tiene una construcción, debe abastecer una construcción. El edificio necesita más de 23 entradas. El edificio necesita más de 74 árboles, a los que no va. La construcción tiene una ciudad detrás y una ciudad delante del cristal.

Detrás del cristal, donde está sentado el respirador.

Delante del cristal, donde está sentado el respirador.

Ven, busquemos una lengua.

El respirador no quiere ir a buscar. Él sabe lo que sabe. En el jardín yace historia como avión quemado. El zorro del parque merodea de día por los botes de basura. El respirador respira contra el cristal. El zorro usa su hocico para levantar las tapas de los contenedores. Hocico y tapa son un idioma.

La tienda de forraje al lado de la construcción se ha mudado. Al dueño de la tienda de forraje se le extravió la ciudad. Imprimió una nota y la colgó en la puerta: "¡Cuidado! Perro viviente y respirando en la tienda". Una cliente había salido corriendo y gritando, porque había visto al perro detrás de la caja. Había comprado comida de animales. El tendero parecía un vaquero. Llevaba un sombrero. Ella vio a su niña amenazada por el perro. El perro estaba dormido, no se movía. Respiraba. Cuando la mujer gritó, parpadeó brevemente. La mujer se vio a sí misma y a su niña en peligro de muerte por las bacterias transmitidas por el aliento del perro. Buscó un estacionamiento para sus miedos.

Al dueño de la tienda de forraje se le extravió la ciudad.

Ven, busquemos un barbecho.

La ciudad crece, el aeropuerto decrece. Es difícil progresar en la ciudad de calles anchas. ¿La ciudad va a qué? Si se anda en bicicleta, se ha estado viviendo desde hace mucho en la ciudad, pero menos. Si se toma el autobús, uno se queda parado. Si se toma el tren urbano, uno se empapa de sudor. Si se toma el tranvía, hay molestia. Si se toma el metro, hay nadie-te-deja-sentar. Si se camina, hay demasiado camino. El respirador entiende que al lado del zoológico de Primark han abierto una nueva Beate Uhse. Hay también similitud en el techo que ahora uno tiene allí sobre su cabeza. El zoológico se ha vuelto más estrecho. El Alex tiene a su Alexa y un plazo. La plaza de Potsdam vuelve a salir mal cada día. La de Greifswald tiene obras y “el evento de su vida” (arreglador de decoraciones florales).

El respirador aguarda la densificación de los animales en el zoológico.

El respirador aguarda la densificación de los árboles en el zoológico.

La densificación de los árboles en el Bunkerberg.

Las casas ya no pueden ser densificadas.

El respirador espera la densificación de los animales domésticos.

La densificación ocurre por compactación.

Sale la pared, entra la ventana, entra el respirador.

El zorro levanta la tapa del cubo de basura con su hocico.

Tapa, hocico y pata son una lengua.

Ven, busquemos humano.

Ven, busquemos biomasa.

Al respirador que respira contra el cristal se le pierde el aliento.

El cristal, si el respirador lo quiere, mira hacia abajo o arriba. La ciudad tiene el estado. La ciudad tiene visita. Del cielo cuelga polvo. ¿Sigues cavando o residiendo?

Raíz de palabra “taxo” (construir) o “thathsu” (fabricar). El animal fue nombrado probablemente según su arte arquitectónico.

Quien está sentado en una construcción, no debería arrojar ciudades.

Quien tiene una construcción, sabe que el barbecho no vuelve.

La recogida de basura llega como quiere. Puede que el correo no llegue.

Los paquetes se derriban más allá de las 178 entradas de la construcción, que no son al mismo tiempo salidas. En el café de la esquina no se

aceptan monedas de cobre. El cajero automático escupe billetes de cien.

En la ciudad que no sabe quién es, no se aceptan billetes de cien. El

respirador compra un chicle en el supermercado y cambia un billete. El

respirador compra un segundo chicle en el supermercado y cambia el

segundo billete. Un ciclista grita. El dueño del café está de mal humor. La

dueña del café parece acabada. Los visitantes están sentados en sus

equipos terminales. Vuelcan una ventana. El respirador lee un artículo

sobre la inmigración de tejones de bacterias intensivas a ciudades

densificadas.

Algo huele a no lavable.

El suelo de estas ciudades parece agradablemente cálido. Se supone que

los tejones viajan inadvertidos en los maleteros. O en portaequipajes de

bicicletas. Durante unos segundos la ciudad bajo los plátanos frente al

café parece estar consigo. La oficina de orden público verifica si a los

tejones hay que ponerles un chip.

Ven, busquemos bozales.

## **Un camino para mí**

de Tamara Tenenbaum

Lo primero que sé de Ulrike, en realidad el primer dato que me la armó como personaje, fue que ella es una persona que se muda. Es raro eso, siendo que hace 23 años que vive en Prenzlauer Berg, el barrio que me está mostrando; pero no nació acá, y también vivió un tiempo en Londres, se le nota en el inglés. Es raro, pero es así, y es raro para mí, porque yo jamás me mudé. De hecho, Berlín es la única ciudad aparte de la mía en la que he pasado un mes. Si no fuera por eso no hubiera aceptado volver por una semana. Queda feo decirlo cuando me han pagado un pasaje y organizado un viaje precioso, pero a mí mucho no me gusta viajar. Es un gran tabú en mi generación: la gente te mira como si fueras una persona gris, horrible, sin curiosidad. No creo que sea el caso: casi todo me da curiosidad, pero no sé qué hacer cuando estoy en un lugar que no es el mío. No sé mirar las ciudades. Solo sé vivirlas y esperar a que se acumule algo, y eso es lo que vengo haciendo en Buenos Aires, aunque parezca que estoy ahí por inercia, solo porque no me moví. Llevo treinta años y todavía siento que me falta mucho. Por suerte, en algún sentido, Ulrike sí es como yo: me dice que prefiere que veamos menos cosas y contarme más historias, y se lo agradezco. Prefiero las historias.

Empieza contándome la de su departamento. Como todos los berlineses que conozco que ya eran adultos hace veinte años, Ulrike vive en una casa que hoy jamás podría pagar: la construyeron en un terreno que todavía tiene en su suelo los restos de un avión que explotó ahí en la Segunda Guerra. Para hacerlo, tuvieron que conseguir la firma de los 26



dueños del terreno: gente que se había mudado, también, porque querían o sin querer, consecuencia de las sucesivas transformaciones que atravesó la ciudad. Tuvieron que ir a buscarlos a todos, uno por uno: incluso, me contó Ulrike, cree que había uno que estaba en Argentina. Por suerte hubo una mujer que se puso al hombro esa tarea, y lograron ganarle la venta a una constructora que les competía. A los 26 dueños les gustó más la propuesta que hizo el grupo de Ulrike: un edificio a medida, para el “consumo personal” de quienes presentaban la propuesta, todo de madera y biodegradable.

La vez pasada, cuando me quedé un mes, estuve en una casa con una historia algo parecida, o en realidad no: era una pareja que vivía en un lugar precioso, aunque no tanto como el de Ulrike. Se lo habían comprado con la plata de la venta de otra casa, una casa que sencillamente habían ocupado. En la RDA, me explicaron, la gente se escapaba y dejaba sus casas así, solas, y por supuesto no las reclamaba después. Eran casas que no existían para el sistema: a veces no tenían línea de teléfono, ni servicios básicos. Caído el Muro, los dueños aparecieron a reclamarla; pero entonces aparecieron otros dueños, que antes de que los segundos se escaparan de la RDA se habían escapado de la Segunda Guerra. El asunto se terminó judicializando y la pareja que yo conozco le compró la casa al Estado casi por monedas. Años después la vendieron por muchísimas veces su valor y se compraron la que yo conocí. Mi mamá, que tiene casi la misma edad que esta pareja y que Ulrike, se compró la casa en la que yo crecí a 30 mil dólares, con la hiperinflación, más o menos el mismo año que la pareja y unos cinco o seis antes que Ulrike. Dicen que los millennials no nos compramos departamentos porque el mundo está hecho un desastre, pero estoy empezando a pensar lo

contrario: nos falta alguna catástrofe suficientemente potente para hacerle frente al mercado inmobiliario.

Tengo un poco de miedo de decir cualquier cosa; no solo de equivocarme, que no sería grave, de decir cosas que no se dicen. Sé cuáles son las cosas que no se dicen en mi país, pero acá todavía no sé. Con una oreja un poco afinada es muy fácil entender de qué se habla en una ciudad: lo difícil es entender de qué no se habla. Supongo que esta digresión es una especie de disculpa anticipada que espero que no sea necesaria. La cuestión es que Ulrike y yo, supongo que por fiaca o porque nadie nos lo pidió, hablamos muy poco por mail. Por esas casualidades que hay que agradecer nos llevamos bárbaro, pero la verdad es que no sabíamos nada la una de la otra; yo solo sabía que ella había vivido 23 años en Prenzlauer Berg y ella solo sabía que yo tenía algún tipo de relación con el judaísmo. Para cualquiera que me conozca, “algún tipo de relación” es más que un eufemismo; el judaísmo es la relación más intensa que he tenido en la vida, un amor-odio que no me lo ha despertado jamás ningún hombre (tal vez, y solamente tal vez, me lo haya despertado mi madre). En otra época me hubiera molestado que ese fuera mi rasgo definitorio: hoy creo que las etiquetas son útiles para decir algo de nosotros, aunque no sea lo que nos gustaría que se diga, aunque no sea ni siquiera algo estrictamente verdadero. Y fue útil en este caso también: nos organizó un paseo en el que las dos teníamos algo que contar.

Pasamos primero frente a una puerta de chapa negra cubierta de grafitis, con unas estrellas de David a modo de ventanas. Me asomo a mirar, pero no hay nada detrás: solamente un jardín. Estamos al lado del antiguo cementerio judío que vinimos a ver, me explica Ulrike señalando la pared

del cementerio, pero este pedazo de tierra vacía también es importante. Era un acceso al terreno donde están las tumbas, por el que pasaban los cortejos fúnebres de los judíos. El cementerio ya no se usa, porque hace mucho se llenó y abrieron el nuevo: las últimas personas que están ahí fueron enterradas en los 70, y solo para formar parte de parcelas familiares. Nadie va a usar el acceso a la zona de tumbas, pero nadie tampoco quiere construir ahí, aunque a estas alturas ese triangulito de tierra valga una fortuna. “Es como un memorial natural”, me dice Ulrike. No hay placas, no hay construcciones, no hay ceremonias. La mayoría de la gente no tiene idea de lo que hay ahí. Es más bien una especie de cicatriz que la ciudad decidió no retocarse.

Entramos al cementerio, que es hermoso. No es lujoso como el cementerio de la Recoleta: las tumbas están todas apiñadas y muchas lápidas están rotas, pero el hecho de que nadie se encargue de cuidar ni plantar nada también hizo que todo se cubriera de una vegetación salvaje. Las lápidas están grabadas de un lado en hebreo y del otro en alemán. Son un testimonio, me dice Ulrike, de algo de lo que rara vez se habla cuando se piensa en la historia de los judíos en Berlín: la naturalidad con la que vivían integrados a la vida cultural de la ciudad, sintiéndose alemanes y judíos a la vez, sin renunciar a sus identidades ni a la posibilidad de apropiarse sus existencias aquí. Nos olvidamos demasiado seguido de este pasado. En el caso de mi gente, ahí hay un tabú grande: en la comunidad en la que yo crecí todavía hay rabinos que sostienen que la Shoah nos vino como castigo por habernos asimilado demasiado. La usan para agitar ese fantasma, el de la “asimilación”, que en teoría nos persigue a todos los judíos de la Diáspora. Cuando yo era chica mi mamá me decía que no me angustiara, que eso no era cierto. Creo que jamás se

le ocurrió decirme que la “asimilación” podía ser una cosa buena, aunque hoy lo piense. No sé qué es lo que hay que decir sobre eso hoy, que en teoría somos todos tan puristas y denunciemos la apropiación cultural y los efectos de la globalización. A mí tampoco me gusta que las ciudades se aplanen, las culturas desaparezcan y todos nos vistamos igual, pero ¿a costa de quién deberíamos evitarlo? Tampoco tengo la autoridad moral para decir nada. Hace casi dos décadas que abandoné las polleras largas por los mismos jeans que usan todas las demás.

Supongo que es una idea trillada, pero mi sensación es que Berlín es como un museo vivo del siglo XX; una no puede levantar un piedra sin encontrarse con un pedazo de historia. Quizás es por eso que hay tanta gente que fuma en los bares como si estuviéramos en *Mad Men* o en 1998. Me pregunto por qué Buenos Aires no es así: no nos faltaron turbulencias, pero es como si las hubiéramos escondido mejor o las hubiéramos cuidado menos. Trato de pensar si tenemos memoriales naturales, ese concepto tan lindo que me enseñó Ulrike. No se me ocurren muchos, y ninguno así, que la ciudad en conjunto haya decidido preservar.

Un rato más tarde, en el Mauerpark, Ulrike vuelve a explicarme el sentido de este parque tan grande inmune a la especulación de bienes raíces: aquí estaba la franja de la muerte, donde muchas personas fueron asesinadas tratando de pasar del Este al Oeste, y ahora es un espacio público que todos pueden habitar sin miedo. No soy una persona nostálgica ni melancólica pero hay que reconocerle esto al pasado: es la sacralidad de sus tragedias lo que protege a nuestras ciudades de convertirse por completo en shoppings a cielo abierto que venden cosas

para gente como yo, que come palta tres veces por día y frunce el ceño cuando le sirven un café mediocre. El café de especialidad es, ahora que lo pienso, una metáfora perfecta de la globalización: cuando está bien hecho, por un barista experto en una cafetería hipster, sabe igual en cualquier lugar del mundo. Por el contrario, cada ciudad tiene un tipo de café mediocre que le es propio: los cafecitos tradicionales de Buenos Aires, en los que paran los habitantes del microcentro con sus trajes baratos y zapatos recién lustrados, lo sirven quemado: en Berlín, las pocas pastelerías no chic que quedan, hacen un café más bien aguachento.

La gentrificación es quizás el último capítulo de este siglo XX que no se va, y en un sentido muy fuerte: las ciudades, tal como las entendíamos, se están terminando. La gente que no tiene plata —por pobres, por artistas o por las dos cosas— ya no puede pagarlas y se va a vivir a los suburbios. Las ciudades eran sucias y peligrosas, pero allí pasaban las cosas interesantes, y un poco porque eran sucias y peligrosas. Ahora casi todas las ciudades que conozco son limpias y seguras, y la gente que me interesa se muda a cualquier lado. Lo bueno de vivir en Buenos Aires, si se quiere, es que no nos da el piné para nada de esto: todavía tenemos una ciudad mugrosa y vibrante, pero queda poco. Por lo que puedo ver, a Berlín su historia y la inmigración la salvaron de convertirse en una ciudad de juguete como Londres o Nueva York. Esas dos cosas y algo más, en realidad: es algo de la austeridad berlinesa, un respeto por la naturaleza, por lo que crece sin que lo ayudemos, y una desconfianza del poder de las mercancías para hacernos felices. No me hace sentir en casa eso: los porteños somos gastadores, gozadores y destructivos. Sí me hace pensar que cada vez que estoy acá es como un camino para mí, como venir a

aprender algo sobre la humanidad que no está en internet ni en las formas en las que suelo viajar sin viajar: un recorrido que solo se puede hacer con los pies.

## Ein Weg für mich

Von Tamara Tenenbaum

Übersetzt aus dem argentinischen Spanisch von Timo Berger

Das erste, was ich von Ulrike erfuhr, eigentlich die erste Information, die sie für mich als Figur erstehen ließ, war, dass sie ein Mensch ist, der umzieht. Es ist seltsam, sie wohnt doch schon seit 23 Jahren im Prenzlauer Berg, dem Viertel, das sie mir gerade zeigt; aber sie wurde nicht hier geboren, und sie wohnte auch eine Zeit in London, das merkt man an ihrem Englisch. Es ist seltsam, aber es ist so, und es ist seltsam für mich, weil ich noch nie weggezogen bin. Berlin ist in der Tat die einzige Stadt außer meiner, in der ich einen Monat verbracht habe. Wenn das nicht so wäre, hätte ich die Einladung, eine Woche hierher zurückzukehren, nicht angenommen. Sowas zu sagen, ist nicht nett, wenn man mir ein Flugticket bezahlt und eine wunderbare Reise organisiert hat, aber ich reise nicht besonders gern. In meiner Generation ist es ein großes Tabu: Die Leute sehen dich an, als wärst du ein grauer, schrecklicher Mensch ohne Neugier. Ich glaube nicht, dass das mein Fall ist: Fast alles weckt meine Neugier, aber ich weiß nichts mit mir anzufangen, wenn ich an einem Ort bin, der nicht meiner ist. Ich weiß nicht, wie man Städte betrachtet. Ich kann sie nur leben und warten, dass sich irgendetwas anhäuft, und das ist das, was ich in Buenos Aires mache, auch wenn es scheint, dass ich aus Trägheit dort bin, nur weil ich mich nicht bewegt habe. Ich bin dreißig Jahre alt und habe das Gefühl, mir fehlt noch sehr viel. Zum Glück ist Ulrike auf gewisse Weise wie ich: Sie sagt zu mir, ihr wäre es lieber, wenn wir uns weniger ansähen und sie mir mehr Geschichten erzählen würde, und ich bin ihr dankbar. Ich stehe auf

Geschichten.

Sie erzählt mir die ihrer Wohnung. Wie alle Berliner, die ich kenne und die vor zwanzig Jahren schon erwachsen waren, lebt Ulrike in einem Haus, das sie sich heute niemals leisten könnte: Es wurde auf einem Grundstück gebaut, in dessen Boden immer noch die Überreste eines Flugzeugs stecken, das dort im Zweiten Weltkrieg explodierte. Um das zu tun, mussten sie von den 26 Eigentümern des Grundstücks die Unterschrift bekommen: Menschen, die weggezogen waren, auch, weil sie es wollten oder gegen ihren Willen, als Folge der sukzessiven Verwandlungen, die die Stadt durchlebte. Einen nach dem anderen mussten sie aufspüren: Eine lebte, glaubt Ulrike, sogar in Argentinien. Zum Glück gab es eine Frau, die sich darum kümmerte, und es gelang ihnen, den Zuschlag für den Kauf zu bekommen, gegen eine Baufirma, die mit ihnen konkurrierte. Den 26 Eigentümern fanden den Vorschlag besser, den die Gruppe von Ulrike gemacht hatte: ein maßgeschneidertes Gebäude, für den "persönlichen Gebrauch" derjenigen, die den Vorschlag präsentierten – alles aus Holz und biologisch abbaubar.

Das letzte Mal, als ich einen Monat in Berlin war, wohnte ich in einem Haus mit einer etwas ähnlichen Geschichte oder eigentlich nicht: Es war bei einem Paar, das in einem schönen Haus lebte, wenn auch nicht so schön wie das von Ulrike. Sie hatten es mit dem Geld aus dem Verkauf eines anderen Hauses erstanden; ein Haus, das sie einfach besetzt hatten. Sie erklärten mir, dass Leute aus der DDR abhauen und ihre Häuser einfach so zurückließen und hinterher ihren Besitz natürlich auch nicht einforderten. Es waren Häuser, die für das System gar nicht existierten: Manchmal hatten sie weder einen Telefonanschluss, noch



Wasser oder Strom. Nach dem Mauerfall erschienen die Besitzer dann doch wieder, um es zurückzufordern; aber dann tauchten andere Besitzer auf, die, bevor erstere aus der DDR geflüchtet waren, vor dem Zweiten Weltkrieg geflohen waren. Das Ganze landete vor Gericht und schließlich kauften sie das Häuschen dem Staat für einen Spottpreis ab. Jahre später verkauften sie es für sehr viel mehr Geld und kauften das, das ich kennengelernt hatte. Meine Mutter, die fast im gleichen Alter wie das Paar und Ulrike ist, erwarb die Wohnung, in der ich aufgewachsen bin, für 30.000 Dollar, während der Hyperinflation, mehr oder weniger im selben Jahr wie das Paar, das ich kennengelernt hatte, und fünf oder sechs Jahre vor Ulrike. Es wird gesagt, dass wir Millennials keine Wohnungen kaufen, weil die Welt eine einzige Katastrophe ist, aber ich allmählich denke ich das Gegenteil: Wir brauchen irgendeine Katastrophe, die groß genug ist, um dem Immobilienmarkt Einhalt zu gebieten.

Ich habe ein wenig Angst, irgendetwas zu sagen; nicht nur, mich zu irren, was nicht schlimm wäre, sondern Sachen zu sagen zu sagen, die man nicht sagen würde. In meinem Land weiß ich, was die Dinge sind, die nicht gesagt werden, aber hier weiß ich das noch nicht. Mit einem etwas geschärftem Ohr ist es sehr einfach, zu verstehen, über was man in einer Stadt spricht: das schwierige ist es, zu verstehen, über was nicht gesprochen wird. Ich vermute, dass diese Abschweifung eine Art vorauseilender Entschuldigung ist, von der ich hoffe, dass sie nicht notwendig sei. Die Sache ist die, dass Ulrike und ich, ich nehme an aus Bequemlichkeit oder weil niemand es von uns verlangte, uns sehr wenig per Mail ausgetauscht hatten. Aufgrund dieser Umstände muss man dankbar sein, dass wir uns so gut verstehen, aber in Wahrheit wussten wir nichts voneinander; ich wusste nur, dass sie 23 Jahre im Prenzlauer Berg

gelebt hatte und sie wusste nur, dass ich irgendeine Art von Beziehung zum Judentum hatte. Für alle, die mich kennen, ist "irgendeine Art von Beziehung" nicht bloß ein Euphemismus; das Judentum ist die intensivste Beziehung, die ich in meinem Leben gehabt habe, eine Hass-Liebe, die ein Mann noch nie in mir geweckt hat (vielleicht, und nur vielleicht, hat meine Mutter sie in mir geweckt). Zu einer anderen Zeit hätte es mich gestört, dass das mein mich definierendes Merkmal wäre: Heute glaube ich, dass Etiketten nützlich sind, um etwas über uns zu sagen, auch wenn es nicht das sein mag, von dem wir es gerne hätte, dass es gesagt würde, auch wenn es nicht einmal im strikten Sinne etwas Wahres wäre. Und es war auch in unserem Fall nützlich: Es bot einen Spaziergang, auf dem wir beide etwas zu erzählen hatten.

Wir gehen zuerst zu einem schwarzem Blechtor voller Graffiti, mit David-Sternen als Fensterchen. Ich beuge mich vor, um zu schauen, aber dahinter ist nichts: nur ein Garten. Wir stehen neben dem alten jüdischen Friedhof, wir sind gekommen, um ihn uns anzusehen, erklärt mir Ulrike und zeigt auf die Friedhofsmauer, aber dieses freie Stück Land sei auch wichtig. Es war der Zugang zu dem Gelände, auf dem sich die Gräber befanden, und den die Trauerzüge der Juden passierten. Der Friedhof wird nicht mehr benutzt, weil er vor Langem schon voll war und der neue eröffnet wurde: Die letzten Menschen, die hier liegen, wurden in den Siebziger Jahren bestattet, und nur in Grabparzellen der Familie. Niemand wird den Zugang zu dem Bereich der Gräber noch benutzen, aber niemand will dort bauen, obwohl dieses kleine dreieckige Stück Land mittlerweile ein Vermögen wert ist. "Es ist wie ein Naturdenkmal", sagt Ulrike zu mir. Es gibt keine Schilder, es gibt keine Bauten, es gibt keine Zeremonien. Die Mehrheit der Menschen weiß gar nicht, was sich dort

befindet. Es ist vielmehr eine Art Narbe, die die Stadt beschloss, nicht wegzumachen.

Wir gehen in den Friedhof, der wunderschön ist. Er ist zwar nicht so prächtig wie der Recoleta-Friedhof: Die Gräber sind alle dichtgedrängt und viele Grabsteine sind zerbrochen, aber der Umstand, dass es sich niemand zur Aufgabe gemacht hat, sich um ihn zu kümmern oder etwas zu pflanzen, hat dafür gesorgt, dass alles von einer wilden Vegetation bedeckt ist. Die Grabsteine sind auf der einen Seite Hebräisch und auf der anderen Deutsch beschriftet. Sie seien ein Zeugnis, sagt Ulrike zu mir, von etwas, von dem man selten spreche, wenn man an die Geschichte der Juden in Berlin denkt: die Natürlichkeit, mit der die Juden ins kulturelle Leben der Stadt integriert waren und sich gleichzeitig als Deutsche und Juden empfanden, ohne eine ihrer deutsche und jüdischen Identitäten aufzugeben, und auch nicht die Möglichkeit, beide wahrzunehmen. Wir vergessen diese Vergangenheit zu oft. Im Fall meiner community besteht hier ein großes Tabu: In der Gemeinde, in der ich aufwuchs, gibt es immer Rabbiner, die daran festhalten, dass die Shoah über uns gekommen ist als Strafe dafür, uns zu sehr assimiliert zu haben. Sie benutzen sie, um dieses Gespenst aufzuwecken, das der "Assimilierung", das uns Juden in der Diapora theoretisch allesamt verfolgt. Als ich klein war, sagte meine Mutter zu mir, dass ich mich nicht fürchten solle, dass dies nicht stimme. Ich glaube, dass sie nie auf die Idee gekommen wäre, mir zu sagen, dass die "Assimilation" etwas Gutes sein könnte, auch wenn sie dies heute denkt. Ich weiß nicht, was man darüber heute sagen müsste, dass wir heute theoretisch alle so puristisch sind und die kulturellen Aneignung und die Auswirkungen der Globalisierung anklagen. Ich mag es auch nicht, dass Städte planiert werden, die Kulturen verschwinden und wir uns alle

gleich anziehen, aber auf wessen Kosten müssten wir es verhindern? Ich habe auch nicht die moralische Autorität etwas zu sagen. Vor fast zwei Jahrzehnten habe ich die langen Röcke abgelegt für diese Jeans, die alle anderen tragen.

Ich vermute es ist eine abgedroschene Idee, aber nach meinem Gefühl ist Berlin wie ein lebendes Museum des 20. Jahrhunderts; man kann keinen Stein hochheben, ohne auf ein Stück Geschichte zu stoßen. Vielleicht gibt es deshalb so viele Leute, die in den Bars rauchen, als wären wir in *Mad Men* oder im Jahr 1998. Ich frage mich, warum dass in Buenos Aires nicht so ist: An Turbulenzen mangelte es uns nicht, aber es ist so, als hätten wir diese besser versteckt oder sie weniger gehegt. Ich versuche, mich zu erinnern, ob wir Naturdenkmäler haben, dieser so schöne Begriff, den mir Ulrike beigebracht hat. Mir fallen nicht viele ein, und kein vergleichbares, dessen Bewahrung von der ganzen Stadt beschlossen wurde.

Etwas später, im Mauerpark, erklärt mir Ulrike wieder die Bedeutung dieses so großen Parks, der immun gegen die Immobilienspekulation ist: Hier befand sich der Todesstreifen, in dem viele Menschen beim Versuch, vom Osten in den Westen zu gelangen, ermordet wurden, und jetzt ist es ein öffentlicher Raum, in dem sich alle ohne Angst aufhalten können. Ich bin weder ein nostalgischer noch melancholischer Mensch, aber man muss der Vergangenheit eines zu Gute halten: Es ist die Heiligkeit ihrer Tragödien, die unsere Städte davor schützt, sich vollständig in Einkaufszentren unter freiem Himmel zu verwandeln, die Dinge an Leute wie mich verkaufen, die drei Mal am Tag Avocado essen und die Augenbrauen hochziehen, wenn ihnen ein mittelmäßiger Kaffee serviert wird. Der Spitzenkaffee ist, jetzt wo ich es denke, eine perfekte Metapher

für die Globalisierung: Wenn er gut gebrüht ist, von einem erfahrenen Barista in einem Hipstercafé, schmeckt er an jedem Ort der Welt gleich. Dagegen hat jede Stadt einen mittelmäßigen Kaffee, der charakteristisch ist für sie: Die traditionellen Kaffeehäuser von Buenos Aires, wo die Bewohner der Innenstadt mit ihren billigen Anzügen und frisch polierten Schuhen aufschlagen, servieren ihn verbrannt. Die wenig Konditoreien in Berlin, die nicht chic sind, machen ihn ziemlich wässrig.

Die Gentrifizierung ist vielleicht das letzte Kapitel dieses 20. Jahrhunderts, das nicht zu Ende gehen will, und dies auf eine eindrückliche Weise: Städte, wie wir sie heute verstehen, sind am Verschwinden. Die Menschen, die kein Geld haben — weil sie arm, Künstler oder beides sind — können sie sich nicht mehr leisten und sie ziehen in die Vorstädte. Städte waren schmutzig und gefährlich, aber in ihnen passierten die interessantesten Dinge, und ein bisschen deshalb, weil sie schmutzig und gefährlich waren. Heute sind fast alle Städte, die ich kenne, sauber und unsicher, und die Menschen, die mich interessieren, ziehen sonstwo hin. Das Gute daran, in Buenos Aires zu leben, ist, wenn man so will, dass wir für all das nicht weit genug sind: Wir haben immer noch eine dreckige und vibrierende Stadt, doch es bleibt wenig Zeit. Soweit ich mir einen Eindruck verschaffen konnte, retten Berlin seine Geschichte und die Einwanderung davor, zu einer Spielzeugstadt wie London oder New York zu werden. Diese zwei Dinge und noch etwas, eigentlich: Es hat mit der Berliner Sparksamkeit zu tun, einem Respekt für die Natur, für das, was wächst, ohne dass wir ihm dabei helfen, und einem Misstrauen an der Fähigkeit der Waren, uns glücklich zu machen. Das gibt mir nicht das Gefühl, hier zuhause zu sein: Wir *porteños*\* sind verschwenderisch, genießerisch und zerstörerisch. Aber das bringt mich auf den Gedanken, dass jedes Mal,

wenn ich hier bin, es für mich ein Weg ist, so als würde ich kommen, um etwas über die Menschheit zu lernen, das sich weder im Internet findet, noch in der Art und Weise, wie ich normalerweise reise, ohne zu reisen: eine Strecke, die man nur zu Fuß zurücklegen kann.

\*Einwohner von Buenos Aires, *Anm. d. Ü.*